DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag	Herausgeber und Schriftleiter	Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	HERWARTH WALDEN	Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

SECHSTER JAHRGANG 1915 BERLIN ERSTES UND ZWEITES DEZEMBERHEFT NUMMER 17/18

Inhalt: **Herwarth Walden**: Paul Scheerbart / **Herwarth Walden**: Die Mücke / **Herwarth Walden**: Die Fliege / **Herwarth Walden**: Von Zeit und Ewigkeit / **Herwarth Walden**: Professorale / **Herwarth Walden**: Gepresste Stimmen / **Sophie van Leer**: Spielender Knabe / **Adolf Knoblauch**: Taliesin / Märchen / **Gabriele Münter**: Zeichnung / **Emil Maetzel**: Badende Knaben / Linoleumschnitt

Gabriele Münter: **Zeichnung**

Paul Scheerbart

Die Zeit, vertreten durch die Presse, weiß es ganz genau: Paul Scheerbart ist ein Phantast gewesen, ein armer Narr, der zeit seines Lebens fern von Zeit und Leben existierte. Nachträglich bedauert allerdings von seinen wohltätigen Freunden, die sich darüber freuten, daß andere Leute wohltätig waren und sie als Zahlstelle benutzten. Da Paul Scheerbart nach alter deutscher Sitte jedem Mann, auch wenn er Dichter war, beim Glase Bier das Du anbot, vielmehr das angebotene Du annahm, so standen eben alle Fachdichter mit ihm auf trautem Du. Die Kollegen wollten ihn durchaus zu sich herunterholen, die Sternenwelt war ihnen nicht sicher genug, um sich dorthin zu begeben. Sie vermißten sonst an ihm Alles, was sie hatten, und deshalb war er Künstler. Er schuf die Menschen nicht nach ihrem Ebenbilde, er erfand Luftschiffe und Fliegerbomben, bevor sie erfunden wurden, er erfand beinahe das Perpetuum mobile, während die andern nur perpetuierlich mobil waren. Jetzt sind viele Leute mobil, die früher nicht geglaubt hätten, daß es möglich wäre. Aber so mobil wie Paul Scheerbart können sie doch nicht werden. Bei ihnen ist höchstens die Donna mobile, während es bei Paul Scheerbart gleich die ganze Welt war. Spaß muß sein, er darf sogar ernst genommen werden, nur muß er nicht ernst sein. Aber die Kollegen sind so vom Ernst des Lebens gepackt, daß sie den Künstler gern mitleiden lassen möchten, statt sich mit ihm zu freuen. Mitleid ist eine Tugend des Künstlers, Kollegen gebrauchen davon nur 10% für wohltätige Zwecke, aber mit Leid ist noch keine Welt geschaffen worden. Da ging es bedeutend vergnügter zu. Alles im Weltenraume kreist. Nur die Herrschaften auf der Erde stehen so still, daß sie das Kreisen gar nicht merken und es ihnen erst wissenschaftlich bewiesen werden muß. Und trotz aller Wissenschaft ist ihnen die Sonne nur dazu da sie zu bescheinen. Selbst das macht sie nervös und sie suchen angstvoll den Schatten, auf daß ihr Gehirn nicht platze. Paul Scheerbart ließ die Gehirne platzen. Die Dichterkollegen seiner Zeit und deren Nachfolger sind dagegen, weil sie nichts zum Platzen haben. Sie machen das Kunstgeschäft mit der Erotik und verkriechen sich am Weibe. Paul Scheerbart warf sich in den Weltraum. Und weil Paul Scheerbart nicht immer schlief, wurde er von den Zeitgenossen zum Anti-Erotiker ernannt. Darum besingen die Andern den Schlaf, während Paul Scheerbart im Schlafe singt. Die andern stürmen ins Leben wild hinaus, Paul Scheerbart stürmte aus dem Leben. Die andern müssen dazu erst sterben, während Paul Scheerbart auch dieses Sterben als Privatangelegenheit betrachtete, und sich das Recht nahm, sich jederzeit beliebig in andere Welten zu begeben, ohne die Erde, die sich größenwahnsinnig Welt nennt, danach ergebenst zu fragen. Der Dichter Shakespeare, den Scheerbart übrigens nicht leiden konnte, hat eigens Narren benützt, um Königen die Wahrheit zu sagen. Die deutschen Schriftsteller und ihr ungeistiger Anhang empfinden Scheerbart als Narren, trotzdem sie noch lange nicht Könige dieser Erde sind. Könige sind beherrschter und fühlen sich von Gottes Gnaden. Deutsche Schriftsteller sind sich selbst genug. Mir noch lange nicht. Wenn sie ihr Gewerbe in Erotik und verwandten Dingen nur in ihrem schönen Heim allein betreiben würden und nicht die Kunst damit behelligten, so könnte man sie ruhig auf dem Hypothekenmarkt herumstehen oder sich am Rasensport ergötzen lassen. Sie dürften nach dem Wetter sehen, gefallene Pferde bestaunen und sich sogar einen entsetzlichen Anblick darbieten lassen. Sie dürften über jede Dummheit lachen, die ihnen selbst widerfährt, aber sie sollten nur nicht versuchen, die Welt mit der Erde zu verdecken. Denn selbst ihr bescheidenes Plätzchen im Schatten wäre ihnen ohne Sonne nicht möglich. Sie könnten sich gar nicht kühl fühlen, wenn es daneben nicht heiß wäre. Und darum finden sie Paul Scheerbart grotesk, weil er nicht im Schatten sinnen wollte. Außerdem war ihnen Paul Scheerbart zu unbescheiden. Sie freuten sich über ihre Mietswohnung am Kurfürstendamm, er wollte gleich einen Palast aus Glas haben. Und weil sie die Mietswohnung hatten und er den Glaspalast nicht hatte, finden sie sich überlegen. Woher weiß man, daß Paul Scheerbart diesen Glaspalast nicht hatte. Selbst der Referent der Frankfurter Zeitung wird doch nicht überall gewesen sein. Und es sind zwischen Himmel und Erde schon viele Dinge geschehen, von denen viele sich nichts haben träumen lassen, weil ihnen Träume unberechenbar sind. Aber wirklich, man kann nicht Alles berechnen. Mancher rechnet sein ganzes Leben und es stimmt doch nie. Und vieles stimmte, wenn die andern nachrechneten. Nicht die Formel ist das Ergebnis, aus dem Ergebnis zieht man die Formel. Und wenn man sich in der Formel irrt, stimmt selbst die ganze Rechnerei nicht. Also Paul Scheerbart hatte den Glaspalast. Ich habe ihn gesehen. Und noch ein paar Menschen, an deren Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist. Freilich, Leute die an dem Glauben zweifeln sind nicht würdig, den Glaspalast zu sehen. Deshalb haben ihn auch so wenige gesehen. Und die kurzsichtigen schon lange nicht. Die sehen immer nur einen Stern, wenn eine Sternschnuppe gefallen ist. Der Stein ist grau wie alle Theorie. Die Kurzsichtigen wissen auch genau, daß Nichts sich ewig bewegt. Es muß sich eben alles ausruhen. Man hat eigens eine vis inertiae, eine Kraft der Trägheit erfunden. Nur keine Aufregung. Aber während sie auf die Kraft unter sich starren, fliegt die Kraft über sie weg und das Gesetz der Trägheit wirft sie auf die Erde. Paul Scheerbart bewegte sich andauernd, während sie mit ihm bei Tisch zu sitzen meinten. Noch beim fünfzehnten Glase Pilsener drehte er sich in der Welt, während sich in ihnen nach dem fünften Glase Bier endlich die Erde im Kopfe zu drehen begann. Beim sechsten Glase schliefen sie gemäß dem Gesetz der Trägheit, während Paul Scheerbart beim zwanzigsten Glase die Fehler Shakespeares bewies. Auch Shakespeare hat seine Fehler. Aber das Gesetz der Trägheit schützt sie. Und die andern schlafen schon lange, wenn sie bewiesen werden. Nun aber ist man allseitig zufrieden, daß Paul Scheerbart den Stern Erde verließ, die Erde muß entgöttern werden. Götter sind nichts für ernsthafte Leute, die sich Könige dünken und Erdarbeiter sind. Aber warum sollen sich nicht Götter auch einmal auf der Erde aufhalten, wenn es ihnen Spaß macht. Sie nehmen niemandem etwas, sie verkriechen sich nicht in die Spalten der Organe, die schon genug besetzt sind. Sie sind Organe. Sie werden gefunden, auch wenn sie verlegt werden. Sie werden sogar verlegt, auch wenn sie nicht gefunden werden. Götter leben, auch wenn sie totgeschrieben sind. Denn es ist göttlich zu leben.

Neulich sagte mir jemand, Paul Scheerbart sei eigentlich der erste Expressionist gewesen. Sicher, denn das Leben machte auf ihn keinen Eindruck. Uebrigens hat es noch früher einen Expressionisten gegeben, der hieß Heinrich von Kleist.

Der letzte Freund von Paul Scheerbart hieß August Stramm.

Und Anna Scheerbart heißt die Frau, die für Paul Scheerbart lebte.

Herwarth Walden

Die Mücke

Was ist geistiges Eigentum? Geistiges Eigentum ist eine Zeitschrift für Literatur- und Pressewesen des Journalisten- und Schriftstellervereins Urheberschutz herausgegeben von einem Herrn Friedrich Huth zu Charlottenburg bei Berlin. Die Abonnenten dieser Zeitschrift können mit 25 % Rabatt elegant gebunden für Mark 4— eine Schrift des Herrn Huth erwerben „Das Recht des Autors“ erläutert an Beispielen aus der Rechtspraxis. Der Herr Huth ist ferner Vorsitzender der Rechtskommission des Journalisten- und Schriftstellervereins Urheberschutz E. V. Ich kann dem Literatur- und Pressewesen nur raten, sich nicht allzusehr auf diesen Herrn Huth zu verlassen. Denn die deutschen Gerichte wissen entschieden mehr vom Urheberschutz als der Verein, der sich unter die Hut des geistigen Eigentums begeben hat. Das werden die Herren bald einsehen. Nicht einsehen werden sie, was Kunst ist. Das ist ein anderes Fach, das mit dem Literatur- und Pressewesen nichts zu tun hat. Es ist für einen Stubenmaler höchst drollig, zu sehen wie aus Farben ein Bild entsteht. Für den Herausgeber eines Pressefachblattes höchst drollig zu sehen wie aus Worten ein Gedicht entsteht: „Nach der Probe, die mir kürzlich ins Haus geflattert ist, muß dies eine höchst drollige Zeitschrift sein. In einigen Zeitungen ist aus dem Sturm ein Gedicht „Feuertaufe“ abgedruckt worden, dessen Verfasser ein Herr August Stramm ist. Der Abdruck des „Gedichtes“ erfolgte natürlich, um die Leser durch die Fülle unfreiwilliger Komik zu erheitern und Kritik zu üben an dem Verstande eines Redakteurs, welcher seinen Lesern derartigen Blödsinn bietet.“ In diesen Zeilen ist nur auffallend, daß dem Vorsitzenden der Rechtskommission Huth der Abdruck eines Gedichtes natürlich erscheint. Das bereitet mir sehr viel unfreiwillige Komik und es erheitert mich, daß man durch eine Rechtsverletzung Kritik an meinem Verstande üben will. Der Verstand der Verständigen scheint für die Jura also doch nicht auszureichen. Allerdings haben die verständigen Dichter auch eine unverständliche Vorstellung vom geistigen Eigentum. Denn sie lassen sich Eigentum schützen, was ihnen nicht gehört. Sie verändern einige Worte aus den Dichtungen der Herren Goethe, Schiller und Heine, machen sie für das Literatur- und Pressewesen geeignet, soweit es die Gedichte nicht schon in sich selbst waren, und lassen sich die Dichtungen der toten Kollegen bezahlen. „Auch vom Kollegen Barlösius war ein treffliches Gedicht vom Schützengraben eingelaufen, das neben anderen Grüßen aus dem Felde zur Verlesung kam.“ Das Gedicht ist leider natürlich nicht abgedruckt, sonst hätte ich gerne Mark 100— Nachdruckshonorar gezahlt, wenn ich mir diesen Schützen hätte einfangen können. Also der Kollege Barlösius weiß, wie trefflich es in dem Schützengraben zugeht. Ein Herr August Stramm weiß es nicht und der blödsinnige Redakteur druckt unsinnige Gedichte ab, weil ihn sinnige Gedichte nicht interessieren. Auch der Hannoversche Kurier hat natürlich das Gedicht „Feuertaufe“ von August Stramm nachgedruckt und „schlug dem Sturm für die nächste Nummer folgendes Gedicht vor:

„O
Au
gust! Du bist
das größte
schaf-
fende
dichterisch-
e Genie des
Jahr-
hunde-
rts!
14
Tage
Schützengraben
würden dich
ku-
rieren."

Hierzu bemerkt der sinnige Herr Huth: „Wir können nun leider dem Hannoverschen Kurier nicht beistimmen. Sein Gedicht kann sich mit dem von Stramm absolut nicht messen — denn in den Versen des Hannoverschen Kurier liegt doch wenigstens ein Sinn, während man das Strammsche Elaborat nur als absoluten Blödsinn oder groben Unfug bezeichnen kann." Der Dichter und Kollege Hannoverscher Kurier steht unter dem Schutz des geistigen Eigentums. „Aber die Komik dieses Gedichtes wird noch überboten durch die Ereignisse, die sich an den Abdruck des köstlichen Schriftwerks knüpfen. Der Verlag Der Sturm fordert für den Nachdruck des Gedichtes, wo immer er es abgedruckt findet, zehn Mark. Und wir sind veranlaßt, ein Gutachten darüber abzugeben, ob denn ein derartiges Werk Schutz genieße. Im Grunde verlohnt es sich gar nicht, hier viel Scharfsinn aufzubieten. Von einem Schriftwerk muß man vor allen Dingen verlangen, daß es dem Gedankenaustausch dient; die Worte müssen in einer dem Sprachgebrauch angepaßten Weise zusammengefügt werden, um dem Leser Gedanken zu übermitteln. Auf die größere oder geringere Kunstfertigkeit kommt es nicht an." Ich weiß nicht, von wem „wir" veranlaßt ist, ein Gutachten abzugeben. Jedenfalls sicher nicht vom Gericht. Vor Eröffnung des Verfahrens ernennt ein Gericht überhaupt keinen Sachverständigen, und wenn es einen ernennt, so ernennt es einen Sachverständigen. Warum das Verfahren noch nicht eröffnet ist, kann ich dem „wir" nicht begreiflich machen. Für Dinge des Urheberschutzes reicht sein Verstand nicht aus. Er kann nur Gedichte des Kollegen Hannoverscher Kurier verstehen. Immerhin soll der Scharfsinn den „man" aufgeboten hat, nicht verloren gehen. Denn es gibt keinen absoluten Blödsinn, an dem man nicht den absoluten Sinn aufzeigen könnte und keinen groben Unfug, an dem man nicht mit Fug grob werden könnte. Der Blödsinn des Literatur- und Pressewesens wird aus der Definition des Schriftwerks klar. „Man verlangt von einem Schriftwerk, daß es dem Gedankenaustausch dient." Goethe hat also gedichtet, um mit einem Herausgeber Friedrich Huth Gedanken auszutauschen. Was hat Herr Friedrich Huth ihm in Tausch gegeben? Das Buch „Das Recht des Autors" Mark 4— elegant gebunden, wobei Goethe noch um die 25% Rabatt kommt, weil er nicht Abonnent des Geistigen Eigentums war. Wenn man was verlangt, Herr Friedrich Huth, im Tausch verlangt, muß man etwas geben. Wenn man aber einem Künstler ein Gedicht gebraucht wiedergibt, so ist das kein reelles Geschäft. Doch die Worte müssen auch in einer dem Sprachgebrauch angepaßten Weise zusammengefügt werden. Dieses Anpassungsverfahren ist zwar im Literatur- und Pressewesen sehr beliebt, Leute aber, die es sich leisten können, tragen keine gebrauchten Sachen. Namentlich nicht, wenn sie so schäbig sind, daß der durchlöcherte Verstand aus allen Fugen scheint. „Von einem Schriftwerk kann man aber nicht sprechen, wenn Worte ohne sinngemäße Verbindung aufgereiht werden, — Worte denen man nocht nicht einmal anzusehen vermag, ob es Haupt- oder Tätigkeitsworte sind, ob sie als Subjekt oder Objekt oder Prädikat im Satz auftreten — soweit überhaupt bei Mangel jeglicher Interpunktion von einer Satzbildung die Rede sein kann." Herr Friedrich Huth erkennt einen Satz an der Interpunktion. Wenn er also schreibt: Friedrich Huth . Punkt, so ist der Satz fertig, dem Sprachgebrauch angepaßt, dem Gedankenaustausch dienend. Er besteht zwar nur aus einem Subjekt, das mir als Objekt dient und dem ich kein Prädikat geben will. „Die Strammsche Dichtung besitzt aber den Vorzug, daß sie bei jeder überhaupt möglichen Auffassung, Deutung und Zusammenfassung der Worte absoluten Unsinn ergibt — weshalb ich auch zu dem Ergebnis gelangt bin, daß höchstwahrscheinlich ein Geisteskranker Urheber dieses Werkes ist." Dieser absolute Unsinn des Ergebnisses ist grober Unfug. Es ist nicht meine Aufgabe und nicht Aufgabe dieser Zeitschrift, Dich August Stramm, Du großer Künstler, vor Schwachsinnigen zu zergliedern. Was körperlich an Dir war, hast Du auch zum Schutz der Urheber hingegeben. Noch war Dein Geist stark genug, zu fallen. Hier die Bescheinigung der Geisteskrankheit:

Nachruf

Am 1. September 1915 fiel bei einem Sturmangriff über einen Kanal an der Spitze seiner Kompagnie

Hauptmann der Reserve
August Stramm

Ritter des Eisernen Kreuzes 2. Klasse, des Oesterreichischen Verdienstkreuzes mit der Kriegsdekoration, und eingegeben zum Eisernen Kreuz 1. Klasse. Seit Januar dieses Jahres dem Regiment angehörend, hat er an den schönen Erfolgen des Regiments zum Teil als Bataillonsführer hervorragenden Anteil. Sein Name ist mit der Geschichte des Regiments, das mit ihm einen seiner tüchtigsten Offiziere verloren hat, eng verknüpft. Als treuer Kamerad und unermüdlich fürsorgender Vorgesetzter wird er uns allen unvergeßlich sein.

Im Namen des Offizierkorps
Ahlers
Major und Kommandant des Reserve-Infanterie-Regiments 272

August Stramm wird also wohl über soviel Verstand verfügt haben, wie Herr Friedrich Huth nach seinem Ergebnis. Damit wäre allerdings die Künstlerschaft nicht bewiesen. Herr Friedrich Huth kann zwar Sätze bilden, weil Andere sie für ihn gebildet haben. Aber auf das Bilden kommt es an. „Man" soll sich nicht fremde Federn an den eigenen Hut stecken. „Man" sollte nicht einmal den Hut für ein geistiges Eigentum halten. „Man" sollte den Hut lieber zwischen die Beine stecken, da doch kein Kopf da ist. Das ist mein Ergebnis. Denn absoluter Unfug kann nur aus grobem Blödsinn sinngemäß entstehen. Uebrig bleibt die ehrliche Ueberzeugung: „Ich kann meine ehrliche Ueberzeugung nur dahin aussprechen, daß diese Dichtung Quatsch ist." Diese Ueberzeugung ist zwar ehrlich aber nicht von ihm. Denn nach hundert Jahren oder vielleicht schon übermorgen wird derselbe Herr Friedrich Huth das Prädikat finden und den neuen August Stramm bequatschen, der nach hundert Jahren kommt oder vielleicht schon übermorgen. Herr Friedrich Huth ist hingegen so gütig, anzunehmen, daß die Redaktion des Sturms die Dichtung schon heute nicht für Quatsch hält. Und zwar nicht aus Gründen des Verdienstes. Aus Gründen des Verdienens: „Nicht derselben Ansicht scheint die Redaktion des Sturm zu sein, da sie dem Werke Aufnahme gewährte und für jeden Abdruck zehn Mark Entschädigung einzieht. Da gewinnt man fast den Eindruck, daß die Redaktion des Sturm nach möglichst blödsinnigen Gedichten Umschau hält, weil sie sicher ist, daß diese dem Abdruck nicht entgehen können. Neben dem Heiterkeitserfolge bietet also die Methode Gelegenheit, bemerkenswerte Entschädigungen zu erlangen. Das ist allerdings verständlich, da es in dieser Zeit nicht leicht ist, mit literarischer Arbeit etwas zu verdienen." Gewiß bin ich insofern sicher, daß ich unberechtigtem Nachdruck nicht entgehen kann. Denn dazu ist ja die Zeitschrift Geistiges Eigentum und der Verein Urheberschutz vorhanden. Die ganze spießbürgerliche Gemeinheit dieser Schriftstellerchen zeigt sich jedoch in der Unterstellung. Dieser Mensch, der angeblich das Recht auf geistiges Eigentum vertritt, wagt so etwas zu schreiben, dieser Mensch, der niemals auch nur eine einzige Nummer dieser Zeitschrift in der Hand gehabt hat, dieser Mensch, der nach eigenem Eingeständnis nur das eine Gedicht von August Stramm kennt und auch das nur aus einem unberechtigten Nachdruck mit Druckfehlern. Dieser Herausgeber einer Zeitschrift, dieser Rechtsschützer der Arbeitnehmer hält es für eine Ausnutzung, Arbeitgeber am Mißbrauch fremden Eigentums zu verhindern. Nein, meine Methode soll die Gelegenheit verbieten, daß der Name August Stramm in einem Blatte genannt wird, das über ihm den Namen Friedrich Huth trägt. Solche Leute können nur durch Zahlung zur Achtung vor Recht und Kunst gebracht werden. Der Verlag Der Sturm verwendet aber noch mehr bemerkenswerte Entschädigungen zugunsten der Künstler, denen das Literatur- und Pressewesen die Existenz nimmt. Und dieser Herr Friedrich Huth, der sich zum Sachverständigen ernennt, besitz natürlich die Kühnheit, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen: „Aber in einem Punkt ist der Irrtum unmöglich, daß das deutsche Volk, das in diesem Krieg soviel gesunde Kraft bekundet hat, sich einreden lassen wird, daß sich absoluter Unsinn dadurch in ein schutzberechtigtes Gedicht verwandeln lasse, daß ein spekulativer Kopf ihm ein Stück Papier zur Verfügung stellt." Diese Spekulation auf das deutsche Volk ist mißglückt. Herr Friedrich Huth ist nicht das deutsche Volk. Noch hat es gesunde Kraft genug, um sich solche Helden unter dem Schreibtisch hervorzuholen.

Diese Ohrfeige dürfte Herrn Huth wohl zunächst genügen. Man schießt nicht gegen Mücken.

Wie diese Mücken die Kämpfer umschwärmen.
Aber wir schwärmen über ihnen.

Herwarth Walden

Die Fliege

Was ist die Ethische Rundschau? Die „Ethische Rundschau" ist die „Vereinszeitschrift der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen in Berlin W 15, Düsseldorferstraße 23. Mitgliedsbeitrag mindestens 5 Mark. Für den Inhalt der Zeitschrfit ist jedoch nur der Herausgeber, nicht der Vorstand verantwortlich." Das kann ich mir denken. Menschen, die sich ehrlich um den Tierschutz bemühen, haben keine Zeit, auch gegen Kunstmißhandlungen einzuschreiten. Damit beschäftigt sich ausschließlich der Herausgeber der „Ethischen Rundschau". Er hört auf den Namen Magnus Schwantje und hat furchtbar wenig Zeit: „Der Herausgeber empfiehlt den Schriftstellern, welche Aufsätze in der „Ethischen Rundschau" zu veröffentlichen wünschen, aber

nicht von ihm um Mitarbeit gebeten worden sind, ihm zunächst den Inhalt der Aufsätze genau anzugeben und ihm die Manuskripte nur dann zu senden, wenn er darum bittet. Die Prüfung von Manuskripten, um deren Einsendung der Herausgeber nicht gebeten hat, kann in der Regel erst nach Monaten erfolgen." Ferner erscheint die „Ethische Rundschau" während des Krieges mit einem Trauerrand und schließlich ist der Herausgeber während der ersten acht Monate des Jahres 1915 durch den Krieg verhindert worden, Hefte der „Ethischen Rundschau" herauszugeben. In diesen acht Monaten hat der Herausgeber die Gesetze der Ethik vergessen, aber doch die Zeit gefunden, in die Kunstausstellung „Der Sturm" zu gehen, eine Probenummer mitzunehmen, unberechtigte Nachdrucke herzustellen und einen Aufsatz eines Herrn Otto Köster „Fäulnis in der modernen Kunst" zu prüfen und ihn anzunehmen. Diese Ethiker, die ihre Zeitschrift wegen des Krieges mit einem Trauerrand erscheinen lassen, erwarten trotzdem durch den Krieg „die geistige und sittliche Wiedergeburt unseres Volkes. Es kam aber anders. Der Sturm der sittlichen Begeisterung legte sich im Laufe der Monate ein wenig, der Sturm des Herrn Herwarth Walden dagegen blieb." Er wird also wohl echter sein. Herr Otto Köster ist selbstverständlich so ahnungslos wie alle ethischen Bekämpfer der Kunst. Er hält die Kriegsflugblätter von Paul Cassirer für ein Organ der neuen Kunst, während sie tatsächlich nur ein Organ für verwandte Bestrebungen sind, die sich mit Tierschutz und Ethik befassen. Die Kunst hat nicht das Geringste mit ihnen zu tun, weder die neue noch die alte. Herr Köster hat noch weniger Zeit als Herr Schwantje, denn er war nicht einmal im Sturm, sondern hat nur an „Straßenschaufenstern Proben des modernen Kunstunfugs gesehen." Hierauf macht er sich entwicklungsgeschichtliche Sorgen, beruft sich auf den „bekannten Kunstkritiker" Kurt Küchler, Kriegsberichterstatter des Hamburger Fremdenblatts, der auch „ein Gegner der neuen Richtung" ist, beruft sich ferner auf Schopenhauer, redet von philosophischen Modeströmungen und fällt hierauf gründlich rein: „Kein Zweifel, daß diese neue Kunst ihren Jüngern mancherlei schätzbare Vorteile bietet. Vor allem: sie enthebt sie eines langwierigen, mühsäligen Naturstudiums. Ein Böcklin, der stundenlang im Anblick eines Baumzweiges versunken bleiben konnte, ein Menzel, dessen zahllose Skizzenbücher . . . — sie waren Toren, die ihre Energie an einem Irrtum vergeudeten." Böcklin machte noch ganz andere Sachen. Er begab sich eigens in das Altertum, hielt sich dort mehrere Jahre lang auf, im Anblick der Centauren versunken, um Gestalt und Farbe seinem Gedächtnis in allen Einzelheiten einzuprägen. Herr Otto Köster hingegen macht sich das Leben leichter, er macht sich nicht zahllose Skizzen über Kunst, geht zufällig an einem Straßenschaufenster vorbei und dank seiner philosophischen Schulung erkennt er die Fäulnis in der modernen Kunst mit Willen und ohne Vorstellung. Früher war es besser, sagt Herr Otto Köster, aber heute: „Das Genie von heute ist reich genug, um eine eigene Welt aus sich, aus seinen Seelenerlebnissen und Nervenschwingungen zu gestalten: er bedarf nicht äußerer Gegenstände, sondern höchstens äußerer Reize, nicht räumlich zeitlicher Gesetze, sondern völliger Freiheit in der Wahl seiner Ausdrucksmittel." Hierzu bemerkt Schopenhauer, der maßgebende Autor der „Ethischen Rundschau": „Wenn wir bei Betrachtung eines Werkes der bildenden Kunst oder beim Lesen einer Dichtung oder beim Anhören einer Musik durch alle die reichen Kunstmittel hindurch den deutlichen begrenzten kalten nüchternen Begriff durchschimmern und am Ende hervortreten sehen, welcher der Kern dieses Werkes war, dessen ganze Konzeption mithin nur im deutlichen Denken desselben bestanden hat und demnach durch die Mitteilung desselben von Grund aus erschöpft ist; so empfinden wir Ekel und Unwillen: denn wir sehen uns getäuscht und um unsere Teilnahme und Aufmerksamkeit betrogen. Ganz befriedigt durch den Eindruck eines Kunstwerks sind wir nur dann, wann er etwas hinterläßt, das wir bei allem Nachdenken darüber, nicht bis zur Deutlichkeit eines Begriffs herabziehen können. Das Merkmal jedes hybriden Ursprungs aus bloßen Begriffen ist, daß der Urheber eines Kunstwerks, ehe er an die Ausführung ging, mit deutlichen Worten angeben konnte, was er darzustellen beabsichtige: denn da wäre durch diese Worte selbst sein ganzer Zweck zu erreichen gewesen. Daher ist es ein so unwürdiges wie albernes Unternehmen, wenn man wie heutzutage öfter versucht worden, eine Dichtung Shakespeares oder Goethes zurückführen will auf eine abstrakte Wahrheit, deren Mitteilung ihr Zweck gewesen wäre. Denken soll freilich der Künstler, bei der Anordnung seines Werkes: aber nur das Gedachte, was geschaut wurde ehe es gedacht war, hat nachmals, bei der Mitteilung, anregende Kraft und wird dadurch unvergänglich." Böcklin hingegen sah sich stundenlang einen Baumzweig an, um ihn im Gedächtnis zu behalten, sagt Herr Otto Köster, auch ein Philosoph. Und er will durchaus denken, was er nicht schauen kann und was er noch nicht einmal durchdacht hat. Hierauf beruft sich Herr Otto Köster auf die Königsberger Hartungsche Zeitung, wo jemand gesagt hat, daß man mit der neuen Kunst Millionen verdienen könne. Es sollte nicht einmal gegen die neue Kunst sprechen, wenn damit Millionen verdient würden. Aber die Maler, die mit ihrem Kitsch nur Hunderttausende verdienen, sind schwer beunruhigt, daß das Geschäft gestört werden könnte, und die Philosophen, die ihre Welt aus dem Hamburger Fremdenblatt und der Königsberger Hartungschen Zeitung beziehen, sind stets für das Verständliche gewesen. Herr Otto Köster ist schließlich betrübt, daß es keine allgemein anerkannte philosophisch ästhetische Grundüberzeugung gibt, dieser Mangel hat „die heillose Zerrüttung des europäischen Kunstlebens ermöglicht." Hierzu bemerkt Schopenhauer: „In der Kunst ist das Allerbeste zu geistig, um geradezu den Sinnen gegeben zu werden: es muß in der Phantasie des Beschauers geboren, wiewohl durch das Kunstwerk erzeugt werden. Hierauf beruht es, daß die Skizzen großer Meister oft mehr wirken als ihre ausgemalten Bilder; wozu freilich noch der andere Vorteil beiträgt, daß sie aus einem Guß im Augenblick der Konzeption vollendet sind; während das ausgeführte Gemälde, da die Begeisterung doch nicht bis zu seiner Vollendung anhalten kann, nur unter fortgesetzter Bemühung mittels kluger Ueberlegung und beharrlicher Absichtlichkeit zustande kommt." Das wird Herr Otto Köster zwar nicht verstehen und darum flüchtet er sich zu Kant: „Daß es allgemein gültige künstlerische Grundsätze, daß es die für die Naturwissenschaft und die Ethik so auch für die Aesthetik ein a priori gibt und daß auch auf dem Felde der Kunst die zügellosen Ausschweifungen eines sich durch keinerlei Gesetzesschranken gebunden fühlenden Subjektivismus nicht geduldet werden dürfen, darüber sollte seit den Tagen Kants von Rechts wegen kein Zweifel mehr bestehen. Indessen: Wer fragt denn heute, von ein paar sonderbaren und ein wenig altfränkischen Schwärmern abgesehen, nach Kant. Herr Walden vom Sturm würde ihn in seiner geistvollen Art vermutlich für eine Mumie erklären, die man bei historischen Festzügen auf geputztem Wagen durch die Straßen fährt." Ich werde zwar in meiner geistvollen Art nicht Herrn Kant dazu benutzen, sondern Herrn Otto Köster, ich kann ihn nicht mal für eine Mumie erklären, denn die hat vermutlich einmal gelebt, Begriffe wie Herr Otto Köster hingegen niemals. Natürlich gibt es für die Kunst ein a priori, nur kann Herr Köster es a posteriori nicht begreifen. Denn nur, was er begreifen kann, hält er für ein a priori. Daß er aber die „Kunst der Walden, Kandinsky und Genossen" nicht begreift, beweist das a priori dieser Kunst.

Der Oberethiker, der große Schwantje, der Mann der keine Zeit hat, veröffentlicht eine Nachschrift zu dieser stinkenden Fäulnis des Herrn Otto Köster. Er hat sich einmal eine Ausstellung des Sturms angesehen, nicht ohne sich vorher mit der Vorbereitung eines dauernden Friedens und der Verwendung der Sanitätshunde im Kriege beschäftigt zu haben. Auch hat er vorher in der Schopenhauer-Gesellschaft einen Vortrag gehalten, die mit Schopenhauer soviel zu tun hat, wie der Goethe-Bund mit Goethe. Dieser philosophische Ethiker schreibt in Anschauung und Stil des „Berliner Lokalanzeigers". Ich erschlage ihn mit Schopenhauer: „Die Werke der Dichter, bildender und darstellender Künstler überhaupt enthalten anerkanntermaßen einen Schatz tiefer Weisheit: eben weil aus ihnen die Weisheit der Dinge der Natur selbst redet, deren Aussagen sie bloß durch Verdeutlichung und reinere Wiederholung verdolmetschen. Deshalb muß aber freilich auch jeder, der das Gedicht liest oder das Kunstwerk betrachtet, aus eigenen Mitteln beitragen, jene Weisheit zu Tage zu fördern: folglich faßt er nur so viel davon, als seine Fähigkeit und seine Bildung zuläßt; wie ins tiefe Meer jeder Schiffer sein Senkblei so tief hinabläßt, als dessen Länge reicht. Vor ein Bild hat Jeder sich hinzustellen, wie vor einen Fürsten, ob und was es zu ihm sprechen werde; und wie jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen." Ist nun Schopenhauer größenwahnsinnig, oder ich, oder der große Schwantje. Kaum betritt er die Kunstausstellung, so bequatscht er die Bilder: „Das ganze Blatt Papier ist gleichmäßig bekritzelt, sodaß sich garnichts erkennen läßt . . . sämtliche dort ausgestellte Plastiken, an die ich mich erinnere, hatten Köpfe, denen Mund, Nase, Augen, Ohren und Haare fehlten . . . Diese Zeichnung besteht aus vielen Dreiecken, Vierecken und anderen Figuren, von denen die meisten schraffiert sind." Das sieht Herr Schwantje. „Alle Verirrungen der Menschheit müssen wir Ethiker untersuchen, um den menschlichen Charakter kennen zu lernen." Wer hat nur Schwantje zum Ethiker ernannt? Schopenhauer sicher nicht. „So ungefährlich ist der Futurismus aber nicht. Die Geschichte zeigt, daß auch die tollste geistige und sittliche Entartung, wenn man sie nicht rechtzeitig einzudämmen trachtet, sich auf so weite Kreise ausbreiten kann, daß sie die Entwicklung der gesamten Kultur schädlich beeinflussen." Das dürfte eigentlich nur Herr Otto Köster geschrieben haben, der für Kant ist, während doch Herr Schwantje mit Schopenhauer anderer Ansicht sein müßte über das, was wir Ethiker tun sollen. Wenn Herr Köster auch Angst hat, daß ich Herrn Kant abweise, so ist die Angst begründeter, daß Schopenhauer es tut. Aber auch ihm wird vermutlich Herr Köster das Recht versagen, gegen Kant zu sein. Doch das Mitglied der Schopenhauer-Gesellschaft müßte wieder für Schopenhauer sein. Aber die Herren nach Kant und Schopenhauer haben offenbar noch niemals auch nur eine Taschenausgabe dieser Werke gelesen. Schopen-

hauer sagt: „Wer sagt euch, daß geschehen soll, was nie geschieht? Was berechtigt euch, dies vorweg anzunehmen und demnächst eine Ethik in legislatorisch imperativer Form als die allein mögliche uns sofort aufzudringen? Ich sage im Gegensatz zu Kant, daß der Ethiker wie der Philosoph überhaupt sich begnügen muß mit Erklärung und Deutung des Gegebenen, also des wirklich Seienden oder Geschehenden, um zu einem Verständnis desselben zu gelangen, und daß er hierin vollauf zu tun hat, vielmehr als bis heute nach abgelaufenen Jahrtausenden getan ist.“ Herr Schwantje aber, der kleine Ethiker in der Westentasche, hat zuviel andere Dinge zu tun. Er muß sich um die Sanitätshunde kümmern, um die Vorbereitung des dauernden Friedens und um die Gefahren des Futurismus. Er muß Entartungen eindämmen, daß er nur so eine Art ist. Alles sehr schön und nützlich, nur muß man nicht behaupten, „zur Erläuterung und Vertiefung der ethischen Anschauungen und zur Förderung ethischer Bestrebungen“ tätig zu sein. Warum den Mund so voll nehmen? Warum sagt der kleine Schwantje statt ethischer Bestrebungen nicht lieber Tierschutz und statt Läuterung und Vertiefung der ethischen Anschauungen Erziehung zur Kunstlosigkeit. Eine Anschauung hat Herr Schwantje nicht, dazu redet er zu viel. Und von Läuterung kann keine Rede sein, wenn man in sein Blättchen die Fäulnis von Otto Köster aufnimmt. Der liebe Schwantje sollte sich überhaupt erst dann wieder mit etwas beschäftigen, wenn er Zeit hat. Das wird der Fall sein, sowie er den dauernden Frieden endgültig vorbereitet hat. Auf einen Satz von Schopenhauer ist Herr Schwantje grundsätzlich stolz: „Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder bewährt sich als die echte dadurch, daß sie auch die Tiere in ihren Schutz nimmt.“ Auch, Herr Schwantje. Sonst war Schopenhauer anderer Ansicht.

Herwarth Walden

Von Zeit und Ewigkeit

Es gibt nicht nur Zeitungskollegen, es gibt auch Zeitschriftenkollegen. Das sind Herren, die sich gegenseitig besprechen, ohne daß dabei ein Geist herauskommt. Trotzdem möchte ich die Geister, die ich nicht rief, loswerden. Ich muß mit der Presse sagen: das geht zu weit, weil es nicht weit genug geht. Nur kein Ziel, nur kein Ende des Weges, und wenn das Ende auch mit vielem Bemühen Kokoschka oder Lasker-Schüler oder August Stramm heißt. Gewiß, Spaß muß sein, aber auch wenn sich der lebendige Oppenheimer totsagen läßt, durch allzufreundliche Freunde, so wird der tote Oppenheimer doch dadurch nicht lebendig, daß die B. Z. am Mittag sein Dasein bescheinigt. Herr Franz Werfel wird dadurch nicht lebendig, daß ihn Herr Kurt Wolff den Zukunftsdichter der neuen Jugend nennt. Umsoweniger, da Herr Kurt Wolff sicher nicht wissen kann, was Herr Werfel in der Zukunft werden wird. Ich weiß es. Die Herren von der Zukunft, die mit Modernität fortschreiten, haben keine Gegenwart und höchst logisch also keine Zukunft. Es sei denn, daß Herr Maximilian Harden sich der neuen Jugend erbarmt, was aber auch höchstens für die Vergangenheit einen Wert hat. Denn wir lesen nicht in der Zukunft. Es gibt viele Talente auf dieser Erde, aber die Talente bilden kein Zeitecho, wenn sie auch noch so talentvoll gegen die Zeit herumtappsen. Sie rennen doch nur in der Zeit herum. Auch weiße Blätter haben keine Farbe. Und auf die Farbe kommt es an. Die Zeit vergeht und die Weißen Blätter blühen nicht und die Herren mit dem Talent wollen doch in der Sonne und auf der Erde stehen. Sie müssen sich wenigstens an einem Fetzen halten: „Wir haben angekündigt, daß das Zeitecho aktueller und lebendiger werden soll und mit dem täglichen Leben möglichst eng verknüpft. Wir gehen darin so weit, daß wir im graphischen Teil Modebilder bringen werden. Denn heute scheint die Mode das Gebiet zu sein, auf dem sich Kunst und Leben am innigsten verknüpfen. Für die wenigstens, die in der Nagelung eiserner Männer keine Verknüpfung von Kunst und Leben sehen. Die Modebilder werden auch vom reinen künstlerischen Standpunkt, also für Leute, die nicht für Mode, wohl aber für Kunst Verständnis haben, höchst beachtenswert sein.“ Nicht etwa der neue Prospekt des Konfektionärs leitet so die Aktualität seines täglichen Lebens ein, sondern die Zeitschrift der Zukunftsdichter der neuen Jugend, das Zeitecho hat den Fetzen gefunden, durch den es sein Leben alle vierzehn Tage auf dieser Erde beweisen will. Aber auch diesen Fetzen hat es nicht einmal gefunden, denn der oder die Moden-Alfred-Marie reicht seine oder ihre Schleppe den Zukunftsdichtern, auf daß sie ihn oder sie verherrlichen mögen nach alter wohlbewährter Art der Troubadoure. Zwar kommt es nicht mehr so sehr auf die Frauen an als auf das, was auf ihnen hängt. Aber das tägliche Leben schreitet fort, wenigstens alle vierzehn Tage, und wird auf einen reinen künstlerischen Standpunkt gestellt, der aber als Standkomma nach unten zu erheblich unter den Satz fällt. Nämlich unter den Satz daß Nagelung keine Verknüpfung sei. Freilich sind die Zukunftsdichter vernagelt und unter sich verknüpft. Wenn man den Nägeln aber auf den Kopf schlägt, stellt es sich heraus, daß gar kein Kopf da ist, aber ein Knopf, der die Kunst an die Mode näht. Der große Dämoniker, Herr Doktor juris Hanns Heinz Ewers, hat schon vor Jahren aus der Kunst sich seine Krawatten gedreht, zur großen Absatzfreude der einschlägigen Industrie. Herr Doktor juris Hanns Heinz Ewers erreichte damit keinen Wahnsinn, den er doch so gern packen möchte oder von dem er wenigstens doch so gern gepackt sein möchte, aber doch eine Methode. Er blieb bei einer Branche. Die Herren der Zukunft sind lebendiger. Sie gehen aufs Ganze. Herr Rudolph Hertzog liefert laut Anzeige des Zeitechos die Stoffe und Moden-Alfred-Marie mit dem zweifelhaften Artikel druckt sie auf echt Japan-Papier und koloriert sie mit seiner oder ihrer feinen Hand. Signierte Kleider werden aufkommen und die deutsche Kunst kann sich unter die weiten Röcke verkriechen. Ich ziehe einige Herren wieder hervor. Der Herausgeber, der den Widerhall der Zeit herausgibt, weil ihm der Hall zu laut ist und weil die Zeit ihn nicht herausgibt, setzt Herrn Franz Werfel mit folgenden Worten der Zeit aus: „Viel schöner, viel grausamer, viel weltlicher, als ich es je könnte, beschreibt Franz Werfel die Daseinsangst — die mich immer treibt, wieder fröhlich zu sein — in seinem Buch „Einander“ in dem Gedicht von Adam.“ Der Herausgeber ist also nur zwischen zwei Gedankenstrichen fröhlich. Warum hat er Daseinsangst, wo sie Herr Franz Werfel für ihn beschreibt und mich dadurch ohne Gedankenstriche fröhlich macht. Gewiß, auf das Beschreiben kommt es für die Modeschriftsteller an. Und die Mode, die uns doch wieder mit dem Leben verknüpft und die Kunst als Schleifchen mit sich führt, hat noch nie eine schlechte Konjunktur gehabt. Die Mode macht man mit. Und mit der Mode macht man es. Und aus den Resten läßt sich noch manches Kleidsame zusammenstellen. Man soll nie die Gelegenheit versäumen. Zwar macht Gelegenheit Diebe, aber auch Liebe. Die Liebe ist wieder mit den Damen verknüpft und die Damen mit der Kunst, sodaß sich die Nagelung eiserner Männer erübrigt. Doch zur Daseinsangst:

„An diesem Kreuzweg, abendlich umlauert
Gewahr ich plötzlich, wie mein Leben dauert.“

Der alte Adam in Jamben, wie er leibt und lebt. Der Kreuzweg, Ecke Wilhelmstraße-Unter den Linden, ist nur abendlich umlauert, weil der Adam plötzlich gewahr wird, daß sein Leben noch immer dauert. Ich sichere es ihm mindestens für die Zeitdauer des Zeitechos zu.

„Ich hör in mir die Zeit, die schafft und mauert,
Gleichgültig innen Schlag an Schlag erschallen.“

Die Zeit mauert, weil das Leben eben dauert. Und aus ihrer Gleichgültigkeit kann sie durch diese Jamben auch nicht geweckt werden. Aber die Zeit allein genügt nicht, um ihm sein plötzliches Leben glaubhaft zu machen. Herr Kurt Wolff, der Verleger, fordert seine Gedichte:

„Das Tier des Daseins hat mich überfallen,
Ein Atem geht, der groß mich überstreicht.“

Innen gemauert und aussen überstrichen, doch das Gedicht geht weiter:

„Auf meiner Schulter, riesenhaft und leicht
Sitzt es mir vogelfern und endlos eingekauert.“

Oder wie man früher sagte:

Ein blondgelockter Jüngling
mit pechrabenscharzem Haar.

Was entschieden logischer ist, als wenn das Biest jenem endlos eingekauert auf der Schulter sitzt. Einkauern setzt nämlich voraus, daß auch der Schwanz dabei ist.

Nun kommt der alte Adam in neuen Kleidern, neu wie alt:

„Und um mich Sternensturz und Fels und Baum
Gehn ihres Wegs und wandeln Traum in Traum.“

Das hätte ich sehen mögen, wie der Sternensturz mit dem Fels und Baum ihrer Wege g e h e n. Der Zukunftsdichter hat es sicher auch nicht gesehen. Wenn aber etwa der Sternensturz um ihn sein sollte, und ganz bescheiden Fels und Baum nur ihres Weges gehen, so ist das Gedicht schlecht gefaltet oder gebügelt, wenn es sich um den Adam handelt. Allerdings ist der Herr Dichter überträumt:

„Ich Ueberträumter, wie ich steh und stehe
Fühl ich mich an, und weiß, daß ich mich drehe.“

Er weiß es, aber ich nicht. Ich habe nicht den geringsten Grund, dieser Aussage zu glauben. Die Drehung, sehr geehrter Herr Dichter, muß erst durch Gestaltung bewiesen werden. Sonst glaube ich immer, daß ich noch steh und stehe. Und wie wunderbar sich mein Unglaube bestätigt, er dreht sich nicht, er wird gedreht und geht endlich oder vielmehr er fährt endlich mit Fels und Baum und Sternensturz weiter:

„Gedreht mit andern fahr ich hin
Und weiß nur Eins: es ist kein Sinn
In dem Ichbin.“

Das wußte ich allerdings. Aber jetzt tritt August Stramm für ihn ein:

„Ichbin ist um mich.“

Der Zukunftsdichter besinnt sich auf den Keinsinn. Sein Ichbin hat keine langen Beine, denn in

Emil Maetzel: Badende Knaben / Linoleumschnitt

derselben Zeile findet er schon die Verknüpfung mit der Zeit wieder und schreibt:

„Ich bin eingeschlossen,
Und „Unentrinnbar" ist der zweite Name der Welt!
Zerbräch ich mich, wär ich nicht ausgegossen,
Nur neu in den verruchten Tanz gestellt!"

Es ist leichter, aus der Haut als aus der Welt zu fahren, und wer sich zerbricht, ist noch nicht ausgegossen. Und wenn ich diese Dichtung zerbreche, ist auch kein Tropfen auszugiessen. Darum weiter in den verruchten Tango:

„Denn All ist Alles,
Kein Loch in der Zeit,
Kein Raum hinter der Unendlichkeit."

Alles ist weg. Die Zeit ist zugemauert. Und Raum ist in der kleinsten Hütte, warum müssen die Herren ihn hinter der Unendlichkeit suchen, wo ihnen doch in ihrer Endlichkeit soviele Salons offen stehen. Aber schon kommt ihm die Moden-Alfred-Marie zu Hilfe:

„Ach, wie unsäglich unverknüpft
Mir jedes Ding vorüberhüpft!
Der eitle Sturm, der eitle Wald
Der eitle Ich vorüberwallt."

Ach wie so trügerisch. Der eitle Ich wallt nicht vorüber. Sein Drumrum muß gesehen werden. Das wird ihn schon wieder mit den vorüberhüpfenden Dingern verknüpfen. Nun knüpft sich der Zukunftsdichter auf:

„Niemals ein Mein,
Immer nur Sein!
Will ich was halten,
Löst sich und brichts.
Von den Gestalten
Nichts kan ich halten
Nicht einmal nichts."

Sehr richtig. Worauf Goethe fortführt:

Aus Fünf und Sechs
So sagt die Hex
Mach Sieben und Acht
So ist's vollbracht
Und Neun und Eins
Und Zehn ist keins.

Der Zukunftsdichter gibt die Droschkenfahrt nach Unentrinnbar auf:

„Flucht ist mir nicht gegeben
Wohin ich mich wende — Leben.
So will ich mich denn verweben
Ins Ewige, ins Allein
Auf dieser Erde eben
Sitzen und sein und schrein."

Nun eben. Aber dieser Herr Dichter entwickelt die Kunst noch weiter: während der Herausgeber nur die Kunst mit dem Leben verknüpft, verwebt der Dichter das Ewige mit dem Leben. Spinnerei und Weberei. Aber dieses „Eben" rührt mich. Es ist so hilflos. Wenn er wenigstens Streben geschrieben hätte, was doch auf die Zukunft weist. Aber nichts für ungut. Er will doch nur noch sitzen und sein und schrein. Den Schrei nach der Mode. Sie wird ihn umhüllen. Nur keine Angst, junger Adam, es wird schon schief gehen. Hierzu bemerkt das Zeitecho: „Als der Erste unter den Dichtern der letzten Generation, hat Werfel große und hohe ethische Forderungen aufgestellt. In edelstem Pathos und hoher Begeisterung singt er von den heiligen Ideen der Menschenliebe und des Schuldbewußtseins." Diese letzte Generation mit diesem ersten Dichter muß doch wohl den Raum hinter der Unendlichkeit gefunden haben. Hohe ethische Forderungen aufzustellen, ist keine Kunst. Man mus sie außerdem selbst bezahlen können.

Aber nicht nur die Zeit, auch das Zeitecho bedarf eines verantwortlichen Schriftleiters. Der ist über seinen Dichter zu Tränen gerührt. Er veröffenlicht, was man so veröffentlichen nennt, einen Brief an den Verleger des Herrn Dichters Werfel: „Sie fragen nach einer Kritik. Doch wohl nicht im Ernst? Schönheit, Liebe, Inbrunst — sind das Dinge, die man kritisiert?" Ich habe es für den Herrn Verleger im Spaß getan, ohne auf Gegenbesprechung wert zu legen. Schönheit, Liebe und Insbrunst sind allerdings keine Dinge, aber diese Gedichte sind so dinglich, daß man sie handgreiflich fassen kann. „Wie mannigfaltig sind die Tränen, die über dieses Buch geweint werden! Und das arme Herz weiß schließlich selbst nicht, weshalb es schluchzen und zittern muß. Vor Freude? Vor Schönheit? Vor Leid? Vor Liebe?" Du armes Herz, vergiß die Qual. Denn die Freude, die Schönheit, das Leid, die Liebe, Herr verantwortlicher Schriftleiter, s a g t man nicht, wenn man Künstler ist.

Unter den gütigen Rock der Mode werden von der letzten Generation mit hinunter genommen die Herren Holitscher und Kellermann. Ja, der Holitscher. „Was der erzählte von Ostpreußen und seinen Verwüstungen, das ist nicht von Berufs wegen gesagt, sondern aus einem von Mitleid zerrissenen Herzen und aus einer großen erbarmenden Liebe heraus." So sagt ein letzter Dichter, namens S. D. im Zeitecho. Herr Holitscher ist sicher nicht zum Dichter berufen, auch wenn sein Herz von Mitleid zerrissen ist. Das Mitleiden ist kein Mittel zur Kunst. Eher schon das Leiden. Aber das ist peinlicher. Und wohlverstanden, nur ein Mittel. Herr Kellermann wird zum Dichter ernannt, weil er diesen Satz schrieb: „Es ist unbegreiflich, daß nicht die Sonne am Himmel schwarz wird und die Sterne erlöschen." Nämlich in der Schlacht. Vielleicht ist die Sonne schwarz geworden, und vielleicht sind die Sterne erloschen. Wenn Herr Kellermann etwas unbegreiflich findet, ist es vielleicht sehr begreiflich. Er weiß nämlich allzugenau, daß die Sonne nicht schwarz wird und die Sterne nicht erlöschen. Man kann nicht das Unbegreifliche dadurch begreiflich machen, daß man das Unbegreifliche unbegreiflich nennt. Die Kunst ist eben, das Unbegreifliche begreiflich zu machen. Nur sind die Hände nicht das Werkzeug hierzu.

Auch Herr Carl Spitteler wird von den letzten Dichtern für einen Kollegen gehalten. Die Herren stellen sich sogar eine Stufe unter ihn. Das ergibt sich aus der etischen Forderung. Er soll von der deutschen Tagespresse als undankbarer Deutschenfeind verlästert worden sein. Darum kommt er eine rauf. Alle aus Mitleid Zerrissenen reichen die andere Wange hin. Die beste Methode für jede m ä s s i g e Begabung des Auslands, in Deutschland anerkannt zu werden, besteht zur Zeit und zum Zeitecho darin, gegen Deutschland undankbar zu sein. Die Zerrissenen kennen die g r o s s e n Begabungen des Auslands nicht. Die sind i n s i c h geborgen wie die großen Deutschen.

Der Künstler erfüllt die ethische Forderung, ohne sie erst aufzustellen. Der Künstler braucht keine Anerkennung, weil er erkennt. Der Künstler braucht keinen Widerhall, weil er tönt. Der Künstler braucht sich nicht an den Schatten zu klammern, weil er scheint.

O, meine Freunde, wie wir scheinen.

Herwarth Walden

Professorale

Der Kunstpfeifer

„Daß es keinem Europäer jemals gelungen ist, mit den schiefäugigen Schuften aus Asien in vertraute menschliche Beziehungen zu kommen, ist eigentlich für die Bewertung japanischer Kunst schon ausreichend." Nun hat Ehrlich seinen Hata gefunden und wir dürfen uns also mit der Bewertung japanischer Kunst weiter befassen trotz Herrn Richard Pfeiffer, Professor an der Königlichen Kunstakademie zu Königsberg in Preußen, der sich also grundsätzlich äusserte. Im übrigen rühmt er frei nach dem deutschen Dichter Lessing Tugenden, die er nicht hat: nämlich den deutschen Stil. „Nicht nur der Generalquartiermeister schreibt diesen herrlichen Stil, den unsere prachtvollen Heere lieben." Herr Professor Pfeiffer liebt ihn nicht, denn er gehört offenbar dem Heere nicht an, und er kann ihn auch nicht schreiben, den deutschen Stil. Dafür hat er aber eine Wesensart: „Mit Worten läßt sich unsere Wesensart nicht erschöpfen." Wo bleibt der deutsche Stil?„Wollen wir aber doch darüber reden, so könnten wir sie vielleicht kurz als eine vollkommene Durchdringung von Intuition und bürgerlicher Solidität bezeichnen. Diese beiden Pole in gleicher Stärke zu vereinigen, ist u n s allein eigentümlich." Herr Professor Pfeiffer rühmt kurz vor diesen Sätzen „die stark einsetzende Sprachreinigung", die bei ihm aber ausgesetzt hat. Die Art des Wesens dieses Professors ist stark durchlöchert, denn seine Wesensart wird vollkommen von Intuition und bürgerlicher Solidität durchdrungen. Die bürgerliche Solidität wird durch die Tätigkeit des Herrn Professors an der königlichen Kunstakademie einwandfrei bewiesen. Bedauerlich bleibt nur, daß die Sprachreinigung bei der Intuition aussetzte. Vermutlich muß die Intuition als undeutsch verworfen werden. Nur ist die Intuition viel deutscher, als alle Kunstprofessoren glauben. Die bürgerliche Solidität in der Kunst hat zwar nicht die Kunst totgemacht, aber die deutschen Künstler unterdrückt. Selbst eine solide Begabung wie Menzel wurde von der Akademie verwiesen. Noch immer haben die Akademien nach fünfzig Jahren Solidität anerkannt. Sogar Begabung wird verziehen, wenn sie nachgemacht werden kann. Bildet sich aber keine Schule, so ist es klar, daß Lehrer dagegen sein müssen. Denn wo bliebe die bürgerliche Existenz, wenn den Lehrern die Schule entzogen würde. Auch der Generalquartiermeister von Stein hat keine Schule gemacht. Wie darf man sich auf eine Autorität beziehen, die man anerkennt, aber nicht erkennt. Nicht einmal die Kenntnisse zur Erkenntnis bringen diese Leute mit. Diese Lehrer sind ganz ungelehrig. Sie sitzen solide auf ihrem Lehrstühlchen, auch wenn die Welt in Trümmer geht. Würde der Generalquartiermeister in seinem wirklich deutschen Stil gemeldet haben: Polen ist verloren, so würde vom Lehrstühlchen bürgerlich solide geantwortet werden: Noch ist Polen nicht verloren. Jeder Verlust ist in der Kunst ein Gewinn, aber die Gewinner wissen die Verluste nicht zu schätzen. Sie setzen immer auf das große Los, halten das für solide und halten die Intuition für eine Niete. Aber diese Lehrer sind außerdem schlecht unterrichtet. Sie wenden die bürgerliche Solidität bei der Kunst und die Intuition bei der Kunstgeschichte an: „Diese neueste Erfindung ist ein gemeinsames Werk der Franzosen und ihrer Freunde, der Russen. Schon der Name ist eine Anmassung. Denn Expression, Ausdruck, ist das allgemeine Ziel jeder Kunst. Nur wollen sich die

Vertreter dieser Sache nicht der Formensprache bedienen, in welcher der Geist der Welten selber so deutlich und leise redet, sondern sie haben eine eigene Sprache erfunden, die dann freilich an Rohheit und Primitivität nicht überboten kann. Uniformierte Anarchie." Der Geist der Welten heißt nicht Pfeiffer und hat ihm überhaupt ein tolles Stückchen vorgepfiffen. Denn der Expressionismus ist eine deutsche Angelegenheit, die von den französischen und russischen Pfeifern stets verpaukt wurde. Die kleine deutsche Flöte tutet natürlich in der üblichen deutschen Ausländerei nach. Gewiß ist Ausdruck das allgemeine Ziel jeder Kunst, und jeder, der dieses Ziel erreicht oder erreicht hat, soll gern Expressionist genannt werden. Die Anmassung liegt also weniger in der Expression als in der Pression, jeden Deutschen und natürlich ebenso jeden Ausländer für einen Künstler zu erklären, der sich mit der Farbenlehre auf der Leinwand praktisch betätigt. Der Geist der Welten spricht nämlich soviele eigene Sprachen, daß alle Germanisten und Romanisten sie noch nicht erlernen und sie also noch weniger lehren konnten. Sprachen lassen sich nicht erlernen. Wer eine eigene Sprache besitzt, wirkt auf einen Kunstprofessor jeder Nationalität immer wie ein schiefäugiger Schuft, mit dem man eben nicht in vertraute menschliche Beziehung kommen kann. Und wenn diese Beziehung nicht am Stammtisch gefunden werden kann, verzichtet man lieber auf den Stamm und bleibt bei Tische sitzen. Auch die schiefen Augen sind vom Geist der Welten erdacht worden. Auch Schiefäugige können uniformiert werden. Und jede Uniform war einmal eine Uniform. Nämlich die Form dessen, der uniformierte. Pfeifer sind so stolz, weil sie immer vorangehen. Aber wenn abgewinkt wird muß die ganze Tuterei sofort aufhören. Doch unser braver Professor aus Königsberg will durchaus auf der kleinen Flöte Solo spielen: „Wahrhaftig, Liebe ist der Geist der Kunst, wie Richard Wagner erkannt hat. Ohne die ordnende Rolle der erkennenden Triebe im Weltprozeß zu verkennen, kann man doch sagen, daß aus reiner Vernunft noch kein Gedicht entstanden ist, kein Kind geboren wurde." Nur daß Gedichte aus Liebe noch lange keine Liebesgedichte sind und daß schon viele Kinder aus reiner Vernunft geboren sind. Herr Professor Pfeiffer ist so gütig, die erkennenden Triebe nicht zu verkennen. Trieb ist zwar der Gegensatz von Erkenntnis und die Vernunft hat schon viele Gedichte gemacht aber noch keinen Trieb hervorgebracht. Man glaubt nämlich nur zu treiben, man wird getrieben. Aber stets haben sich die Triebe auf die Liebe gereimt, was viele für ein Gedicht halten. Die Kunst ist zwar der Geist der Liebe, aber die Liebe nicht der Geist der Kunst, auch wenn es Richard Wagner erkannt hat. Daß nämlich Richard Wagner soviel erkannt hat, ist dem Geist seiner Kunst sehr hinderlich gewesen. „Sollte einmal der Augenblick der völligen Verhirnung eintreten, den viele so heiß ersehnen, so wäre damit auch die Rolle der Kunst ausgespielt." Ohne erkennende Liebe spielt der Herr Professor einfach nicht mehr mit: „Denn die Kunst ist an unsere körperliche Organisation gebunden und teilt auch ihre Beschränkungen. Die modernsten Bestrebungen der Ueberwindung der Form und der Entdeckung des Geistigen und Seelischen in der Kunst sind wurzellos unorganische Gehirnkonstruktionen von mißverstandenen Möglichkeiten: Kunstgeist ist Formgeist." Manche Leute haben nun das Geistige und Seelische in ihrer körperlichen Organisation. Und die Beschränkung der körperlichen Organisation von Kunstprofessoren ist nur an sie und nicht an die Kunst gebunden. Im übrigen handelt es sich gar nicht darum, Formen zu überwinden, sondern Formen zu winden. Das ist eben die verfluchte eigene Sprache des Geistes der Welten. Endlich fühlt sich dieser ostpreussische Professor veranlaßt, gegen Anschauungen zu kämpfen, die Anschauungen der Akademien sind, weil man dort nicht schauen kann: „In der modernen Kunstschriftstellerei spielt der Begriff der Entwicklung eine große Rolle. Ueberall findet man die „Entwicklungslinien von Cimabue bis Meier", meist wird dieser Entwicklungsbegriff wohl im Sinne der Höherentwicklung, der Verfeinerung, kurz des Fortschrittes verstanden." Was mag dieser Pfeiffer für moderne Kunstschriftstellerei gelesen haben, die ihn bis auf Cimabue aufwickeln. Er hat sich da erheblich verheddert. Und selbst wenn alle „modernen" Kunstschriftsteller behauptet hätten, daß die Kunst von Matthias Grünewald bis zu Adolf Menzel sich höher entwickelt hätte, so wird kein Künstler gefunden werden, der das behauptet. Trotz der Jahrhundertfeier. Ich aber behaupte, was die Herren mit ihrer beschränkten körperlichen Organisation nicht auffassen können, daß derselbe Geist der Welten aus der Kunst des Franz Marc spricht wie aus der Kunst des Albrecht Dürer, aus der Kunst des Oskar Kokoschka wie aus der Kunst des Matthias Grünewald.

Professor Vogel will mitmachen

„Vogel meint, daß wir in den letzten Jahren neben der dankenswerten Steigerung der künstlerischen Mittel — Leibl — auch einen bedauerlichen Verfall erlebt hätten und allerhand Snobismus, der seines Erachtens durch den Krieg spurlos vernichtet werden wird. Aus dem Nichts werde Nichts. Zu allen Zeiten sei große Kunst nur durch Fortführung der Tradition entstanden, dadurch, daß ein Kerl auf dem Schultern eines anderen Kerls stand und so würde auch sofort mit Beendigung des Krieges eine ganz entschiedene Rückkehr zu unserer guten alten deutschen Tradition einsetzen, wohl verstanden mit vollkommener Geltung des guten Neuen, das seitdem errungen worden sei." Man muß schon auf die Siegessäule steigen um die Werke Professors Hugo Vogel für Kunst zu halten. Soviele Kerls stehen schon unter ihm. Die Monumentalmaler klettern immer höher herauf, rutschen dann mit einem Ruck zur guten alten Tradition zurück, nicht ohne unterwegs ein paar Stückchen vom Expressionismus mitzureissen. Der Vogel weiß manch Liedchen von der Malerei zu singen: „Das Wesen der Monumentalmalerei sei zu allen Zeiten gewesen, zu erzählen, zu schildern und die rein malerischen Fragen seien ihr immer das Mittel und der Weg zu diesem Zweck gewesen. Wer es anders ansähe, befinde sich in einem verfänglichen Irrtum." Das Tirili soll uns nicht verführen. Der Zweck entheiligt die malerischen Mittel und der Weg führt zur Zeit nicht mehr nach Rom. „Man müsse absolut zwischen Staffeleibild und Monumentalmalerei unterscheiden, bei der ersteren sei ein l'art pour l'art möglich, bei letzterer niemals. Sie schreite im gewissem Sinne stets auf dem dramatischen Kothurn." Die Erzählung auf dem dramatischen Kothurn ist an sich schon ein trauriges Schauspiel, die letzteste Monumentalmalerei des Herrn Professors Vogel unterscheidet sich absolut nicht von seinem erstesten Staffeleibild, denn beidere haben weder mit der l'art noch mit der Kunst was zu tun. Die Bilder schreiten und der Professor schildert einen verfänglichen Irrtum. Aber zu allen Zeiten ist es so gewesen, daß Schildermaler Tatsachen erzählen.

Gepreßte Stimmen

Der Herr neben Werfel

„Unter den Könnern der jüngsten Dichtergeneration, deren persönliche Note und sieghafte Zielstrebigkeit sie glücklicherweise als Rufer wie als Berufene erscheinen läßt, stellt Johannes R. Becher eine große literarische Hoffnung dar." Herr Kurt Wolff, Verlagsbuchhändler zu Leipzig, ruft und die Berufenen erscheinen. Herr Verlagsbuchhändler Wolff teilt weiter mit, daß es Johannes R. Becher gelungen sei, den errungenen Platz neben Werfel zu behaupten. Im Bücherschrank des Herrn Wolff. Nun ringt ein Könner wie besessen, um sich neben Herrn Werfel behaupten zu können, der im Sturm fiel, dem aber sein Plätzchen gern gegönnt sein soll. Gegen sieghafte Zielstrebigkeit kommt man hingegen nicht auf, auch wenn man sich schaffend noch so sehr bemüht. Hingegen begrüßt die Presse hochachtungsvoll die große literarische Hoffnung des Herrn Wolff. Das feinsinnige Berliner Tageblatt: „Nun steht Becher aber jedem Aesthetentum fern. Er wäre lieber Propagator als Lyriker. Und ein etischer Erfolg wäre ihm lieber als ein künstlerischer." Das Berliner Tageblatt braucht ihn nur über den Strich zu schieben und der etische Erfolg ist da. Wenn auch das Berliner Tageblatt unter dem Strich jedem Aesthetentum fern steht. Die Breslauer Zeitung: „...und in satanischen Impressionen schaurigsten Erdelends beschwören die dichterischen Visionen Bechers den Geist Dantes herauf, der Hölle und Himmel durchquert." Diese Art Spiritismus wird abgelehnt. Erde und Hölle und Himmel kennt man schon so gut, die Geister, die man nicht rief, wird man schon wieder loswerden. Zeit im Bild: „Vieles wirkt wie Versuche, die Forschungen der Sexualpathologie und Kriminalpsyche in eine äussere poetische Form bringen." Nämlich in die Form Dantes. „Seine Bilder sind Zusammensetzungen von Farbflecken einer biszweilen grandiosen Grellheit. Alles in Bechers Arbeiten ist Tat." Nun ist zwar die Kunst Tat aber die Tat noch lange keine Kunst. Außerdem irrt sich die Zeit im Bild, die weder Zeit noch Bild kennt, wenn sie sich einbildet, daß eine Zusammensetzung von Farbflecken Expressionismus sei. Das ist nämlich Impressionismus: „Hier haben wir die Anfänge einer dichterischen Bestrebung, die zu dem Expressionismus der bildenden Kunst in dem Verhältnis einer gewissen Parallelität steht." Die Parallelität wird abgelehnt, ebenso wie die Dichtungen des Herrn Becher. Zielstrebige Bestrebungen interessieren nicht. Und die Aehre, eine Zeitschrift, die kümmerlich in der Schweiz verwelkt: „Johannes R. Bechers Werk kommt weniger von der Literatur her als aus dem Leben. Das Leben steigt machtvoll hinter dem Geschriebenen empor und bricht durch jede Zeile." Warum denn erst die Kunst bemühen. Der Werfel nehme den Becher, lasse das Leben schäumen, es brechen und überfliessen wohin es will. Dann mögen die großen literarischen Hoffnungen sich weiter in die Sexualpathologie und die Kriminalpsyche vertiefen und schließlich als Ethiker sich gegenseitig in der Presse Anerkennungen schreiben.

Einseitig bin ich.

Auch Schiller nicht unfehlbar

Herr Fritz Engel vom Berliner Tageblatt hat etwas einzuwenden. Gegen Schiller. Schiller hat diesem Kinde, kein Engel ist so rein, die Unreinheit der Maria Stuart nicht genug bewiesen. „Was an der Dichtung ausgesetzt werden kann: daß wir von der Unreinheit dieses Weibes nur immer hören und nie an sie zu glauben vermögen, gibt der

Darstellerin ja eine so reiche Gelegenheit, einen Charakter von einfacher Großartigkeit hinzustellen. Stellt sie nun die Großartigkeit der Reinheit oder der Unreinheit hin. Ja, eine so reiche Gelegenheit darf nicht verpaßt werden. Die Darstellerin setzt da ein, wo die Dichtung aussetzt. Und gar erst die Elisabeth des Herrn Reinhardt. Eine gute Marke: „Ihre Eifersucht auf Maria ist echteste Sorte, ihr Triumph über die knieende Feindin ist vor allem der Sieg einer Frau über die andere und so war sie in der großen Szene des dritten Akts am stärksten." Und so bringt Herr Fritz Engel Schiller den Lesern näher. Größtes Lob: „Ferdinand Bonn spielt den Leicester sehr frisch, beinah wie einen Zeitgenossen im Frack." Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Schweden.

Herwarth Walden

Taliesin

Aus dem Walisischen frei nachgedichtet

Adolf Knoblauch

In vergangenen Zeiten lebte in Pullyn ein Mann aus vornehmem Geschlecht namens Tegid Voel, mitten im Tegidsee war seine Wohnung und sein Weib hieß Caridwen. Ein Sohn und eine Tochter waren ihm von seinem Weibe geboren, einen Bruder hatten sie, der Avaggdu hieß und der häßlichste Man war, den es je gab. Da er wegen seiner Häßlichkeit wohl nie unter Männern von hoher Geburt zugelassen würde, dachte Caridwen daran, ihm höhere Verdienste und Kenntnisse zu verleihen.

Es war zu Beginn von Arturs Zeit und seiner Tafelrunde.

Sie beschloß, den Zauberkünsten der Bücher gemäß einen Kessel der Erleuchtung und des Wissens für den Sohn zu kochen, auf daß er ehrenvolle Aufnahme fände für die Kenntnis von Geheimnissen des zukünftigen Welt-Zustandes. Sie begann den Kessel zu kochen, der vom Beginn Jahr und Tag nicht zu kochen aufhören konnte, bis aus ihm drei gesegnete Tropfen durch die Gnade der Erleuchtung gewonnen wurden. Um den Kessel umzurühren, stellte sie Guion Bach an, um das Feuer unter ihm anzuzünden, einen Blinden namens Morda. Sie machte ihnen zur Pflicht, das Kochen auf Jahr und Tag hinaus nicht aufhören zu lassen. Den sternenkundigen Büchern gemäß sammelte sie täglich in den sternenerfüllten Stunden alle zauberführenden Kräuter.

An einem Tage gegen Ende des Jahres, als Caridwen Pflanzen auslas und Beschwörungen machte, geschah es, daß drei Tropfen des Zaubertranks aus dem Kessel flossen und auf die Finger von Guion Bach fielen. Infolge der großen Glut steckte er den Finger in den Mund, und als er die wunderwirkenden Tropfen in den Mund tat, sah er im Augenblick Jegliches voraus, was kommen wird und erkannte, daß es seine Hauptsorge sein müsse, sich vor den Ränken Caridwens zu hüten, denn ihre Geschicklichkeit war groß. Er fürchtete sich und flüchtete nach seinem Lande. Der Kessel brach entzwei, da der ganze Trank in ihm giftig war außer den drei zauberführenden Tropfen, sodaß vom Wasser des Flusses, in den der Kesseltrank lief, die Pferde des Guyddno Garanhir vergiftet wurden.

Danach kam Caridwen herein und sah die Bemühungen des ganzen Jahres verloren. Sie griff einen Holzscheit und schlug dem blinden Morda auf den Kopf bis eins der Augen herausfiel auf die Wange. Da sagte er: „Ganz ungerecht hast du mich verunstaltet, ich bin unschuldig, dein Verlust geschah nicht durch mich." „Das ist wahr", erwiderte Caridwen, „Guion Bach war es, der mich beraubte."

Sie lief hinaus, ihm nach, und rannte. Er sah sie, verwandelte sich in einen Hasen und floh. Aber sie verwandelte sich in einen Windhund und verfolgte ihn. Er lief zum Fluß und ward ein Fisch, sie in Gestalt der Otterhündin jagte ihn unterm Wasser, bis er gezwungen war, sich in einen Vogel der Luft zu verwandeln. Sie folgte ihm als Falke und gab im Himmel nicht Ruhe. Als sie grade auf ihn niederschießen wollte erspähte er in seiner Todesfurcht einen Haufen geworfelten Weizens auf einem Scheuerboden, sank unter den Weizen und verwandelte sich in eines der Körner. Da nahm sie die Gestalt eines schwarzen hochkämmigen Huhnes an, ging zum Weizen, kratzte ihn mit den Füssen, fand ihn heraus und verschluckte ihn. Wie die Geschichte meldet, trug sie ihn neun Monde, und als sie von ihm entbunden ward, konnte sie es wegen seiner Schönheit nicht übers Herz bringen, ihn zu töten. Daher wickelte sie ihn in einen Ledersack und warf ihn auf das Erbarmen Gottes hin im April am 29. Tage in das Meer.

Zu der Zeit befand sich das Wehr Guyddnos am Strand nahe bei seinem Schlosse. An jedem ersten Mai-Abend wurde Gewinn aus dem Wehr gezogen im Wert von hundert Pfund. In den Tagen hatte Guyddno einen Sohn namens Elfin, den unglücklichsten und dürftigsten aller Jünglinge, worüber der Vater sich sehr grämte, denn er glaubte, dieser Sohn sei ihm zur bösen Stunde geboren. Auf den Rat der Versammlung hatte der Vater ihm den Zug des Wehrs in diesem Jahr gewährt, um zu sehen, ob ihm das Glück je begegnen würde, und auch um ihm etwas zu geben, mit dem er sein Leben beginnen könnte. Als Elfin am nächsten Tag hinging und nachsah, war nichts im Wehr. Aber als er umkehrte, bemerkte er den Ledersack auf einen Pfahl des Wehrs. Da sprach einer der Wehr-Wärter zu Elfin: „Du warst nie unglücklich bis zur heutigen Nacht, jetzt aber hast du die Kräfte des Wehrs zerstört, das stets an jedem ersten Maiabend einen Wert von hundert Pfund leistete, und heut Nacht ist nichts in ihm als diese lederne Haut." „Wie denn", antwortete Elfin, „in ihr kann ein Wert von hundert Pfund sein!" Wohlan, sie hoben den ledernen Sack auf, und der ihn öffnete, erblickte den Vorderkopf eines Knaben und sprach zu Elfin: „Schau, eine Glänzende Stirn!" „Er heiße Taliesin", sagte Elfin. Er hob den Knaben in den Armen auf und setzte ihn kummervoll hinter sich, indem er sein Mißgeschick beklagte. Er ließ sein Pferd, das vordem trabte, im Paß gehen, und es trug ihn so sanft, als sässe er im bequemen Stuhl. Gleich dichtete Taliesin Trost und Lob dem Elfin und kündete Ehre dem Elfin an. Sein Trost lautete wie ihr hören könnt:

In Guyddnos Wehr
war nie solch Glück
wie zu dieser Nacht.
Schön Elfin, trockne die Wangen,
zu große Trübnis hilft mit Nichten,
da du glaubst, du habest nie Gewinn.
Zuviel Grämen ist nicht gut,
zweifle nicht an den Wundern des Allmächtigen.

Wenn ich auch klein bin,
ich bin dennoch hochbegabt.
Aus Meeren, den Bergen,
aus Tiefen der Ströme
bietet Gott die Schätze
dem beglückten Mann.

Elfin, Mann von lebensvollen Eigenschaften,
du ziehest unmännliche Schlüsse.
Du mußt nicht übermässig dich sorgen.
Es ist besser an Gott zu glauben,
denn Böses zu hindern.

Schwach und klein, der ich bin,
am schäumenden Strande des Meeres
werde ich am Tag der Trübsal
dir dienlicher sein denn dreihundert Lachse.

Elfin, Mann von edlen Eigenschaften,
sei nicht verdrossen über dein Unglück.
Der ich mich schwach im Sacke lehne,
Tugend liegt auf meiner Zunge.
Wo ich dein Beschützer bleibe,
fürchte dich nicht zu sehr,
bleib des Namens inne: Dreifaltigkeit!
Niemand soll dich zu kränken wagen.

Dies war das erste Gedicht, das Taliesin je sang. Welches Elfin zum Troste war in seinem Harm dafür daß der Ertrag des Wehrs verloren ging. Was aber schlimmer war, alle Welt würde denken, daß jenes infolge seines Fehlers, seines Mißgeschicks geschah. Da fragte Elfin ihn, was er wäre, ob Mensch oder Geist, worauf er diese Geschichte sang und darstellte:

Zu Anfang war ich gebildet als artig Wesen,
Ich tat Busse am Hofe Caridwens.
Von sichtbarer Gestalt nur klein,
ward ich liebreich empfangen.
Ich erwuchs im Schlosse des Ortes,
an den ich gebracht war.
Geachtet wurde ich in der Verteidigung,
deren Ursach die milde Muse war.
Durch Gesetz ohne Rede wurde ich frei
durch eine lachende, alte schwarze Hexe,
deren gereizter Anspruch
mich furchtbar verfolgte.

Ich floh mit Stärke, floh als Frosch,
floh in Krähengestalt und fand nicht Ruh,
floh hitzig, floh als Kette,
floh als Reh im verstrickten Hag,
floh als Wolfskalb, als Wolf in der Wildnis,
floh als Drossel mit vorbedeutender Sprache,
floh als Fuchs, gewöhnt an Kreuz- und
Quersprünge,
floh als Marder, und es half nichts,
floh als Eichhörnchen, aber barg mich umsonst,
floh als des Hirschen Augsprosse im roten Lauf,
floh als Eisen im glühenden Feuer,
floh als Speeres-Spitze,
Denen zum Weh, die nach ihr trachten,
floh als wilder, bitter kämpfender Stier,
floh als borstiger Bär, der aus dem Hohlweg bricht,
floh als weißes Korn reinen Weizens,
das verwickelt ist im Saum des hanfenen Tuchs,
sichtbar von Größe eines Stutenfüllens,
gefüllt wie ein Schiff auf den Fluten.

So ward ich in den finstren Sack geworfen,
hinausgesandt, um auf uferlosem Meer zu treiben.
Nun ward mir ein Vorzeichen,
daß ich zärtlich ernährt würde,
denn Gott der Herr setzte mich frei.

Elfin kam zum Haus oder Hof Guyddnos des Vaters, mit ihm Taliesin. Guyddno fragte ihm, ob er einen guten Fischzug am Wehr gehabt habe, und Elfin berichtete, daß er Besseres denn Fisch gewonnen habe. Was das wäre, fragte Guyddno. „Ein Barde." Worauf Guyddno sagte: „Zu was wird Der dir nütze sein?" Taliesin selbst ant-

wortete: „Er wird ihm mehr nützen, als dir je das Wehr gewann." Fragte Guyddno: „Du kannst sprechen und bist so klein?' Ihm antwortete Taliesin: „Ich bin besser imstand zu reden, als du mich zu fragen." „Laß mich's hören, was du reden kannst", rief Guyddno. Also sang Taliesin:

Dem Wasser wohnt segenbegabte Kraft inne.
Es ist hochgerecht, gerade über Gott zu denken.
Es ziemt sich, Gott im Ernst zu bitten,
denn kein Hindernis besteht, daß wir unsren
Lohn gewinnen.
Durch Nachsinnen weiß ich: dreimal ward ich
geboren!
Jener wäre elend, der nicht käme
und gewänne alle Wissenschaften der Welt,
die in meiner Brust gesammelt sind.
Der ich das Gewesene weiß
und das künftig sich ereignet,
ich will zum Herrn beten,
daß ich Zuflucht in ihm erlange,
daß ich Beachtung in seiner Gnade gewinne.
Mariens Sohn ist min Glaube,
groß ist mein Entzücken an ihm,
denn in ihm wird die Welt ständig erhalten.
Von Gott kam es, daß ich mich unterrichtete,
daß meine Erwartung erregt würde.
Der wahre Himmels-Schöpfer gewährt
Beschirmung.
Es ist eine wahre Absicht im täglichen Gebet
der Heiligen,
Gott der Erneuerer will sie zu sich bringen.

Und sogleich gab Elfin den Fischzug seinem Weibe, und sie nährte ihn zärtlich und mit Liebe. Von nun an nahm Elfin mehr und mehr zu Tag für Tag an Reichtum, Liebe und Gunst vom Könige. Taliesin wohnte bei ihm bis er dreizehn Jahr alt war. Damals ging Elfin auf eine Weihnachts-Einladung zum Onkel Maelgun Guyddned, der bisweilen während der Weihnachtzeit in seinem Schloß Dyganwy offenen Hof abhielt für das ganze Gefolge seiner Herren beider Grade, geistlicher und weltlicher, samt einer großen dichtgedrängten Schar Ritter und Knappen. Unter ihnen erhob sich Gespräch und Redestreit, also wurde gesprochen:

„Gibt es in der ganzen Welt noch einen so großen König wie Maelgun oder Jemanden, dem vom Himmel soviel geistliche Gaben verliehen wurden wie ihm? Vor Allem: Gestalt, Schönheit, Demut, Stärke, außer allen Seelenkräften. Sie sagten auch, daß der Himmel ihm mit diesem Allem zusammen eine Gabe gegeben hätte, welche alle anderen überragte und diese war: Schönheit, Anstand, Anmut, Weisheit und Bescheidenheit seiner Königin, deren Tugenden diejenigen aller edlen Frauen und Jungfrauen durchhin das ganze Königreich übertrafen. Hiernach legten sie einander Fragen vor: wer hat tapfrere Leute, wer hat schönere und schnellere Pferde oder Windhunde, wer hat geschicktere und weisere Barden — als Maelgun?

Zu jener Zeit standen nun die Barden im großen Ansehen bei den Höheren im Reich, und das Amt Jener, die jetzt Herolde heißen, verrichteten keine, die nicht gebildet waren, nicht nur erfahren im Dienst der Könige und Fürsten, sondern beflissen und wohl bewandert in Stammbaum, Rüstungen und Taten der Fürsten und Könige und im Redestreit über ausländische Reiche und die Altertümer dieser Reiche, und vor allem in den Jahrbüchern hoher Edelleute. Sie waren auch stets vorbereitet mit den Antworten in verschiedenen Sprachen, Latein, Französisch, Walisisch und Englisch. Samt all diesem waren sie große Geschichtsschreiber und Urkunden-Aufzeichner, geschickt in bildenden Versen und in jeder diesen Sprachen bereit, Englynien zu machen. Vierundzwanzig dieser Leute waren beim Fest in Maelguns Palast, ihrer aller Haupt hieß Heinin Vardd.

Nachdem sie alle endigten, alle den König und seine Gaben lobend, geschah es, daß Elfin auf diese Weise sprach: „Wahr ist es, keiner als ein König kann mit einem König wetteifern. Wäre er nicht König, würde ich sagen, daß meine Weib ebenso tugendhaft sei wie irgend eine Frau im Reich. Aber auch einen Barden habe ich, der geschickter als alle Königsbarden ist." Binnen kurzem zeigten Etliche aus dem Gefolge dem Könige alle Prahlerei von Elfin an. Und der König befahl, daß er in strenges Gefängnis gesetzt werde, bis er die Wahrheit wisse, sowohl über die Tugenden seiner Frau als auch über die Weisheit seines Barden.

Als Elfin in einen Schloßturm gelegt worden war mit einer dicken Kette um die Füsse — es war eine Kette von Silber, da er königlichen Blutes war — sandte der König, wie die Geschichte erzählt, seinen Sohn Rhun hin, um das Betragen des Weibes von Elfin zu erkunden. Rhun war aber der verworfenste Mann, und es gab weder eine Frau noch ein Mädchen, mit denen er Umgang gepflegt hatte, die nicht Böses über ihn gesprochen hätten. Indem Ruhn in Eile nach Elfins Wohnung ging, völlig gesonnen, über dessen Weib Schande zu bringen, sagte Taliesin seiner Herrin, wie der König seinen Herrn ins Gefängnis legte, und wie Rhun eilends daherkam, mit dem Bestreben, Schande über sie zu bringen. Aus dem Grunde veranlaßte er seine Herrin, eines der Küchenmädchen in ihrer Tracht anzuziehen, was die Edelfrau gern tat. Sie belud die Hände der Magd mit den besten Ringen, die sie und der Gemahl besassen.

Taliesin veranlaßte seine Herrin, dem Mädchen diese Gestalt zu geben und es bei Tische zum Abendessen sitzen zu lassen, und er schuf es so, daß das Mädchen wie die Herrin erschien und die Herrin gleich dem Mädchen. Als sie zur schicklichen Zeit in der angegebenen Weise sich beim Abendbrot niedergesetzt hatte, gelangte Rhun plötzlich zu Elfins Wohnung und wurde gern empfangen, denn alle Diener kannten ihn genau. Sie brachten ihn eilends zum Zimmer der Herrin, in deren Erscheinung das Mädchen sich vom Abendessen erhob und ihn gern bewillkommnete. Danach setzte sie sich ein zweites Mal wieder zum Abendessen hin und mit ihr Rhun. Alsdann begann Rhun mit dem Mädchen zu scherzen, die still das Aussehen der Herrin bewahrte. Wirklich zeigt die Geschichte, daß das Mädchen derart berauscht wurde, daß sie einschlief. Ein Pulver, welches Rhun ihr in den Trank getan hatte, machte sie so derb schlafen, daß sie es nimmer fühlte, als er von ihrer Hand den kleinen Finger abschnitt, an dem Elfins Siegelring war, den er kurz vorher seinem Weibe zum Andenken gesandt hatte. Rhun kehrte zum König zurück mit Finger und Ring als Beweis um zu zeigen, daß er ihn von ihrer Hand abschnitt, ohne sie aus dem Schlaf ihrer Unmässigkeit zu wecken.

Der König freute sich höchlich über die Nachricht und sandte nach den Räten, denen er die ganze Geschichte vom Beginn an erzählte. Er ließ Elfin aus dem Gefängnis bringen und schmähte ihn wegen seiner Prahlerei. Solcherart sprach er zu Elfin: „Dir sei kund jenseits allen Zweifels, daß es nur Torheit ist, den Tugenden seiner Frau zu glauben weiter als er sie sehen kann. Und damit du versichert seist der Verdorbenheit deines Weibes, siehe hier ihren Finger mit deinem Siegelring darauf, der von ihrer Hand letzte Nacht abgeschnitten wurde, als sie den Schlaf des Rausches schlief." Ihm antwortete Elfin: „Mächtiger König, meinen Ring kann ich nicht verleugnen, denn er ist Vielen bekannt. Aber heftig behaupte ich, daß der Finger, an dem er war, nie der Hand meines Weibes verbunden war, denn wahr und gewiß, es giebt drei sonderliche Dinge, die zu ihm gehören, und keines von diesen gehörte jemals zu irgend einem der Finger meines Weibes. Das erste von den Dreien ist, daß gewiß dieser Ring nie auf ihrem Daum bleiben würde, wo auch mein Weib in der gegenwärtigen Stunde sein möge, ob sie sitze, stehe oder niederliege. Hingegen könnt ihr deutlich sehen, daß es mühsam war, ihn über das Kleinfingergelenk der Hand zu ziehen, von wo dieser geschnitten wurde. Das zweite Ding ist, daß mein Weib nie einen Samstag vorübergehen ließ seit ich sie kenne, ohne daß sie die Nägel vor dem Zubettgehen schälte, und ihr könnt völlig sehen, daß der Nagel dieses Kleinfingers einen Monat lang nicht geschält worden ist. Das Dritte wahrlich ist, daß die Hand, woher dieser Finger kam, innerhalb von drei Tagen, ehe der Finger abgeschnitten wurde, Roggenteig geknetet hat, und ich kann Eurer Gütigkeit versichern, daß mein Weib nie Roggenteig knetete seit sie mein Weib geworden ist.

Da ward der König gewaltig zornig auf Elfin wegen seines beharrlichen Widerstandes und darum, daß er die Güte seines Weibes achtete. Er befahl, ihn zum zweiten Mal ins Gefängnis zu werfen, und er solle daraus nicht eher gelöst werden, bis er die Wahrheit seiner Prahlerei bewiesen hätte, sowohl hinsichtlich der Weisheit seines Barden wie auch der Tugenden seines Weibes.

Fortsetzung folgt

Spielender Knabe

Sophie van Leer

Zehn Steinchen
sieben Eicheln
ein braunes Tier
mit silbernen Füssen

Runde Körnchen
die Berge
eine Wasserpfütze
das Meer
Grasbüschel
grüne Wälder

Ein Käfer
mit Flügeln wie der Himmel
und noch Einer

Warum darf man Käfer nicht an einem Faden
aufreihen?
Sie glänzen so schön zwischen Kastanien.

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf

Berlin W Potsdamer Straße 134 a
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel

Sechsunddreissigste Ausstellung
Graphik
Jacoba van Heemskerck / Maria Uhden / Arnold Topp / Barthold Asendorpf / L. Georg Kind u. A.

Siebenunddreissigste Ausstellung
Max Ernst
Georg Muche
Gemälde
Eröffnung: 2. Januar
Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm
Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm
Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug
Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst
Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben
Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 10 Mark / Fünfter Jahrgang: 6 Mark
Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky-Album / Schrift des Künstlers über sich selbst mit sechzig ganzseitigen Abbildungen seiner Werke von 1901 bis 1913

Heemskerck-Mappe: Sechs handgedruckte und einzeln signierte Originalholzschnitte / Auflage 30 Mappen / Mappe 6—30 je einhundert Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm
Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Adolf Knoblauch: Die schwarze Fahne / Eine Dichtung / Geheftet 2 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman / 2 Mark

Paul Scheerbart: Glasarchitektur / In einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark

August Stramm: Du / Liebesgedichte / Gebunden 3 Mark

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig / **VIII: August Stramm:** Kräfte / 50 Pfennig / **IX: Aage von Kohl:** Die rote Sonne / 50 Pfennig / **X: Aage von Kohl:** Der tierische Augenblick / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm
Herwarth Walden: Daſnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig

Herwarth Walden: Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm
Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied /
Kandinsky: Komposition 6
Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale
Oskar Kokoschka: Utinam delectet
Robert Delaunay: La Tour
Jacoba van Heemskerck: Bild 2 / Bild 15
August Macke: Spaziergang
Sigrid Hjertén-Grünewald: Kinder
Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (5) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw
Erschienen bisher 36 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Austellungskataloge
Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Blatt 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen Handdrucke / Plastiken
sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:
Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Léger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Fritz Baumann / Max Pechstein

Verein für Kunst
Leitung Herwarth Walden / Zwölftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation

Das zwölfte Jahr begann am 1. April 1915 / Die Sturmgabe, die die Mitglieder des Vereins für Kunst im Jahr 1915/16 frei erhalten, ist: Heemskerck: handgedruckter und signierter Holzschnitt auf Kaiserlich Japan-Papier

---

Zeitschriften
Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

---

Anzeigen
Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig.

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Soeben erschienen: Sturm-Künstler / Lichtbildkarten: **1: August Stramm** Karte 20 Pfennig

Ende November erschien: August Stramm: Geschehen / Sturmbuch XI / 50 Pfennig / Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Felix Müller / Dresden: Handgedruckte Holzschnitte und Originallithos / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm Berlin W 9

Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / Preis M 3,50 / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Muster im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch Bestellungen entgegengenommen werden / Deckel- und Vorsatzpapier Format 42 × 35 Mark 4

Notiz
Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die Januar-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten Januar

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag:
F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26